

**Alois Hotschnig: Im Sitzen läuft es sich besser davon**  
Erzählungen. Kiepenheuer & Witsch Verlag, Köln 2009.

## **Vorstellung, Wort und Wirklichkeit**

(*bu*) Wie geht das, wenn wir in aller Selbstverständlichkeit aneinander vorbeireden und uns trotzdem verstehen? Oder warum verstehen wir quasi automatisch das, was wir verstehen wollen oder nehmen etwas dann hin, wenn es uns nur lange genug glaubhaft vorgetragen wurde?

Wer sich für solche Fragen interessiert, wird auf die Linguistik verwiesen, auf so genannte Kommunikationstheorien und die entsprechenden Fachbücher. Alois Hotschnig tritt nun den Beweis an, dass diesen Fragen auch literarische Texte entspringen können. Freilich geht es dem 50-jährigen Schriftsteller in seinem Band „Im Sitzen läuft es sich besser davon“ nicht um Antworten (und wenn, dann um solche, wie sie schon der Buchtitel gibt), vielmehr bringt er in seinen jüngsten Erzählungen Gespräche zur Darstellung. Gespräche in nuce, teils fragmentarisch, teils redundant, wie wenn sie den Menschen direkt abgehört worden wären, die aber zugleich in ihrer Dramaturgie höchsten ästhetischen Kriterien genügen.

Da sieht sich der Leser in „Ausziehen ja, anziehen auch“, der längsten Erzählung des Bandes, in eine Arztpraxis versetzt; im Wartezimmer wird über das eine oder andere gesprochen, nebenan telefoniert eine Sekretärin und auch die Ärztin selbst führt Gespräche. Hotschnig wechselt nun nicht die Perspektive, sondern gewissermaßen das Ohr, lässt den Leser mal an diesem, mal an jenem Gespräch teilhaben. Und so erfahren wir zum Beispiel von der größten Angst einer Patientin, die Ärztin könnte ihr eine Jacke verschreiben, gar eine für sie eigens gestrickte. Und auch die Versicherungen ihrer Sitznachbarin, ihr die Jacke sogleich abzunehmen, mit ihr in ein Kaffeehaus zu gehen, beruhigen die Verängstigte nicht.

Oder wir erfahren von Karl, einem unberechenbaren Hund, der sowohl seine Besitzer beißt als auch ahnungslose Passanten. Sein Herrchen setzt jedoch alles daran, mit dem Verletzten und Karl eine Aussöhnung zu erzielen. Und der Hundehalter lässt nicht locker, bis man sich wenigstens darauf geeinigt hat, dass es sich um ein Missgeschick handelte, nie aber um eine Böswilligkeit Karls. „Und tatsächlich gelang es ihm immer wieder, einen zu Schaden Gekommenen nicht nur davon zu überzeugen, dass Karls Verhalten nicht in seiner Verschlagenheit begründet war, sondern dass es sich bei Karls Bissen um eine besondere, wenn vielleicht auch seltsame Form der Zuneigung handelte, um eine Art Wertschätzung, die Karl dem Betroffenen gegenüber empfand und eben nicht anders auszudrücken verstand.“ Und siehe da, Karls Bisse erweisen sich auf wundersame Weise als heilende, und schon bald muss der Hund öfter zuschnappen, als ihm lieb ist – bis er eines Tages verschwunden ist. Was an dieser Geschichte „wahr“ ist, was sich nur ereignet, weil man sich das so erwartet, bleibt freilich offen.

Alois Hotschnig kennt sich wie nur wenige im diffusen Bereich zwischen Realität und Fiktion aus, Intuition und Präzision gehen Hand in Hand; so verlagert dieser Schriftsteller mit einzelnen Wörtern unmerklich kleinste Gewichte, so dass sich der Leser nur immer wundert, wo nun der Übergang ins Surreale stattgefunden hat. Die Suche aber ist vergeblich, denn die Groteske, die Hotschnig abbildet, sie ist keiner Phantasterei geschuldet, sondern dem Alltäglichen, den allzumenschlichen Vorstellungen, die zuletzt unsere Wirklichkeit ausmachen.